



Feierabend



Der Defraudant.

Von Martin Andersen-Nergø.

In Kopenhagen hatte die Generalversammlung der Kreditbank stattgefunden. Unabhängig davon besprachen die Bankgewaltigen die mühselige Angelegenheit des verschwundenen Geldbriefes, Inhalt: 100.000 Kronen. Der Empfang war von der Filiale von Rönne bestätigt worden, der Eingang des Betrages erschien aber nirgends gebucht.

Der Filialdirektor der Niederlassung in Rönne wurde telegraphisch gerufen. Er kam, frohen Herzens auf Beförderung oder Versetzung in die Hauptstadt hoffend, und ging, Standal und Entlassung besüchtend.

Es war auch eine unheimliche Geschichte. Der Geldbrief war eingelangt, das stand fest. Er hatte selbst die Empfangsbestätigung mit seiner Unterschrift gesehen. Wohin war aber der Brief, wohin die Summe gekommen?

So sausten die Gedanken durch den schmerzenden Schädel und rhythmisch, wie das Rollen des Eisenbahnzuges, der ihn seinem Arbeitsorte wieder zutrug, rollten sie weiter. Wer war der Dieb? Wo war das Geld? — Jetzt drohte Disziplinaruntersuchung. — Schande und Verlust der Stellung — wenn nichts Aergeres — selbstverständlich würde nun auch nichts aus der Hochzeit seiner Tochter — Buchhalter Mölle würde sich schon hüten — halt, Mölle mußte doch eigentlich etwas vom Verbleib des Briefes wissen — warum hatte er ihn nicht gebucht — hatte sein zukünftiger Schwiegerjohn nicht immer etwas von einer Erbschaft nach einem verstorbenen Onkel gefaselt, die knapp nach der Hochzeit eintreffen sollte — das war verdächtig, früher hatte er nie etwas von Onkel und Erbschaft gesprochen — vielleicht war Mölle? — nicht, vielleicht, es ist so gut wie sicher, kein anderer — er konnte das Buchen des Betrages scheinbar vergessen und nach Jahr und Tag tauchte dann eine fette Erbschaft auf — Pfui, wie raffiniert — dem Kerl muß man ja das Handwerk legen und es ist nur schade, daß die Bankherren angeordnet haben, aus der Sache nur ja keinen öffentlichen Skandal werden zu lassen — hatte er dem Mölle nicht schon immer mißtraut — nur dem Mischen seines einzigen Kindes konnte Mölle es danken, daß er in die Verlobung willigte — wie recht hatte er gehabt, beinahe hätte er seine Tochter einem Verbrecher in die Arme geworfen.

Die Lokomotive pffft, der Zug hielt. Könnel! Am Bahnsteig erwarteten ihn seine Tochter und ihr Bräutigam, der Buchhalter.

„Willkommen dabei, Herr Direktor!“
„Na, Ihnen bin ich gewiß nicht willkommen“, sagte der Direktor eilig, ließ den Verdächtigten stehen und entfernte sich mit seiner Tochter eilig.

Mölle ging die Liste seiner Sünden durch. Ein heimlicher Kuck, ein paar nicht allzu freundliche Worte hinter dem Rücken des gestrengen Vorgesetzten, zweimal zu spät ins Büro gekommen, zum Teufel, das war doch kein Grund zu einer derartigen Behandlung. Und noch dazu vor seiner Braut, was sollte die von ihm denken? Er war wie betäubt und starrte vor sich hin. Dann ging er ins Büro. Der Direktor war sonderbarerweise schon da und revidierte die Kassen.

Merkwürdig, es fehlte nichts, als der verdammte Geldbrief vom 10. Juli. Er ließ Mölle zu sich bitten und warf ihm die Beschuldigung gleich beim Eintreten sozusagen ins Gesicht.

Mölle war fassungslos und stotterte ein paar unverständliche Worte. Befriedigt sah der Direktor die Wirkung seiner Anklage und schloß.

„Sie sind ein nichtswürdiger Defraudant und Dieb! Schweigen Sie!!! Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Zeit, die Sache zu ordnen. Ist das Geld morgen um diese Zeit nicht da, dann schicke ich Ihnen die Gendarmen auf den Hals. Uebrigens, gleichviel, ob Sie das Geld zurückerstatten oder nicht, die Sache mit meiner Tochter schlagen Sie sich aus dem Kopf. Mein Kind und ein Defraudant! Schweigen Sie!!! Ueber Ihre hiesige Stellung können Sie natürlich auch schon das Kreuz machen. So und nun hinaus! Schaffen Sie bis morgen den Geldbrief her oder...“

Totenbleich stolperte Mölle hinaus, die beiden Schreiber sahen ihn höflich und schadenfroh nach. Sie hatten fast jedes Wort verstanden und versprochen sich, für intensive Verbreitung zu sorgen. Dem Meister Obenans, dem Schwiegerjohn des Chefs in spe, wollten sie schon antreiben.

Mölle wanderte gedankenlos durch den Ort und fand erst in der kühlen Gasse die goldenen Daube ein wenig Ruhe.

Jetzt ordneten sich auch langsam seine Gedanken. Empörung über die Grausamkeit des Schicksals und über die Ungerechtigkeit des Direktors beherrschte ihn. Aber, wie sollte er der Welt, wie seiner Junge beweisen, daß er kein

Dieb war. Woher sollte das Geld kommen? Die kleine Erbschaft reichte gewiß nicht aus, er mußte ja gar nicht, welche Summe fehlte. Im übrigen war ja sein Erbe erst nach der Ordnung der Verlassenschaft flüssig zu machen. Vielleicht, daß ein Telegramm an den Anwalt die Sache beschleunigen konnte? Aber würde nicht die Zahlung einer Summe den Verdacht des Direktors bestätigen? Und die Leute, was würden die sagen? Er sah sich vorwärts um.

Den Wirtsleuten war der ungewöhnliche Besuch aufgefallen. Buchhalter Mölle sah während der Bürostunden im Wirtskhaus, statt hinter seinem Schalter! Das hatte was zu bedeuten. Und so wisperten sie nach Kleinstadtart und sahen interessiert zu ihm herüber.

Er bemerkte diese Blicke. Er fühlte sie wie Nadelstiche, fühlte in jedem dieser Blicke Argwohn, Verdacht. Er zahlte und stürzte davon.

Auch die Menschen, die er auf der Straße traf, waren nicht wie sonst. Sie grüßten nicht, beachteten ihn nicht, und doch flüsterten sie sich, er fühlte es, das Gerücht von der Unterschlagung zu. Da half nur eins: Flucht.

Er wanderte hundenlang zur nächsten Bahnhstation, wo man ihn nicht kannte, aber auch hier glaubte er mißtrauischen Gesichtern und argwöhnischen Blicken zu begegnen.

Am Fahrkartenschalter besann er sich lange auf ein Reiseziel und erst, als der nächste ungeduldig „Eine dritter nach Thisted rief, stammelte er wie erlöst:

„Bitte, mir auch eine dritter nach Thisted!“

Es war aber merkwürdig. Auch die Mitreisenden wußten etwas zu wissen. Sie verperrten ostentativ ihre Koffer, ein Herr zählte die Banknoten in seiner Brieftasche und schien sehr erstaunt, daß nichts fehlte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Der Schaffner kam, sah sich im Abteil um und sagte, Mölle scharf anblickend:

„Müssen Sie ein wenig zur Seite, ein Gendarm steigt ein!“

„Ein Gendarm?“ Also wußte man schon, daß er geflüchtet, Stadbrief und Verhaftung waren die nächsten Leidensstationen.

Der Gendarm kam und Mölle erkannte, daß seine Versicherungen verfrucht waren. Der Polizist war nämlich nicht allein, sondern führte einen Mann mit sich.

„Einen Bankdefraudanten“, wie er redselig bemerkte, „kommt ins Zuchthaus, der schlaue Knabe. Drei Jahre Säckchen leben ist eine ganz lustige Beschäftigung!“

Mölle wurde es schwarz vor den Augen. Drei Jahre Zuchthaus standen ihm also bevor. So fuhren sie dahin. Die beiden Defraudanten und der Gendarm, der etwas Angeheitert die näheren Umstände zum besten gab.

„Ein schlauer Junge, sage ich, ein verflucht schlauer Junge! Eine glatte Million hatte er gemauert und heißt damit auf den Weg nach Amerika. Aber unsere Detektivs waren hinter ihn her und nahmen ihn hopp, bevor er das Schiff verlassen konnte. Famoser Kerle, unsere Detektivs. Aber ich weiß nicht“, er wandte sich interessiert wie ein Untersuchungsrichter an den Gefangenen, „was wollten Sie in Amerika. Muß ein vernebelt langweiliges Vändchen sein, so ganz ohne Alkohol?“

Der Mann blieb stumm. Er war während der Erzählung mit gekentem Kopf gesehnt, Mölle sah ihn mitleidig an. Er hatte sich und sein Leid vollkommen vergessen, hatte jedes Wort in sich hineingefogen. Er war nicht mehr allein. Noch ein anderer war mit ihm und ging seinen vorbestimmten Weg voraus. Was bedeutete das, daß dieser schuldig und er unschuldig war. Und er wagte die leise Frage: „Warum taten Sie das?“

Da schluchzte der Mann auf.

„Ich hatte ein krankes Weib, das nach dem Sünden sollte und ein kleines Kind noch an der Brust trug. Verstehen Sie, Mensch. Jetzt ist sie tot. Sie starb während meiner Verhandlung. Herzschlag, sagten die Aerzte. Mord! sage ich, Mord! Mord!“

Die Mitreisenden waren empört abgerückt und Mölle sah mit dem Arrestanten und dem Gendarm allein auf der Bank, als ob er zu ihnen gehörte.

In Hasle stiegen die beiden aus. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Mölle sah die zwei neben dem Bahndamm entlang gehen. Da geschah das Schreckliche. Der Mann lief davon und warf sich vor die Maschine. Es war ein entsetzlicher Anblick. Frauen schrien auf und wurden ohnmächtig, Männer flüchten auf die Behörde oder auf die Verbrecher, die sich der wohlverdienten Strafe entziehen wollten. Mölle sah da und wußte, nun war er wieder allein. Oder war das auch sein Weg, den ihm der Leidensgefährte zeigen wollte?

In der nächsten Station stieg er plötzlich aus und lief über blühende Wiesen, dampfende Aeder, über Gestein und Geröll dem Meer zu. Er stieg über Felsen, stolperte und schlug sich blutig, aber fühlte es nicht und rannte weiter. Seine Gedanken waren bei dem zerlegten Körper auf dem Bahngleis. Aber bald zerrissen, auch sie in Fegen, verwirrten sich zu einem geheimnisvollen Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg mehr gab.

An einem Bauernhof kam er vorüber und sah einen Knecht, der Holz hatte und sang. Fegen der Melodie und der Takt der Art liefen nun mit ihm. Er rannte und wußte nicht, daß er rannte und wußte nicht wohin und warum. Nur vorwärts. Er hatte alles vergessen: Brant, Verdacht und Flucht. Der Weg war ihm wie eine hohe Wand, die ihn nicht vorüberlassen wollte und die er überwinden mußte. Er hof an Menschen vorbei, hörte ihre erstaunten Stimmen und glaubte sich wieder verfolgt. Dann erhöhte er mit seinen letzten Kräfte die Schnelligkeit und bald fühlte er reinen, kühlen Meerwind an seinen Schläfen.

Er stieg den Gang der Klippe hinauf, seine Füße versagten, wieder tönten die Stimmen hinter ihm. Von laut rufenden Männern ver-

folgt, erreichte er den Rand, sprang ab, fiel wie ein Stein in die Tiefe und verschwand.

Berschwand und wurde erst am gleichen Tag gefunden, da der glückstrahlende Direktor den Bankherren die Auffindung des Geldbriefes, der achlos in der Lade des erkrankten Kassiers Peterfen uneröffnet geschlummert hatte, melden konnte. Gleichzeitig erbat der Direktor seine Vergebung, da die Leute von Röhne ihm das rätselhafte Verschwinden des Buchhalters Mölle zur Last legten. Und das, trotzdem er und seine Familie durch den traurigen Fall am meisten in Mitleidenschaft gezogen wurden. War doch der junge, strebsame Verschollene der Bräutigam der untröstlichen Tochter des Gefertigten.

Die Vergebung wurde bewilligt und so konnte eigentlich die Geschichte zu Ende sein.

Ich will nur noch schnell sagen, warum ich sie niederschrieb.

Ich weiß recht gut, in diesen schweren Zeiten wollen die Menschen, daß ihre Dichter lauter lustige oder spannende Geschichten schreiben sollen.

Aber ich meine, trotzdem das Schicksal in den letzten Jahren tausende blühende Menschen vernichtet hat, trotzdem das Leid der Menschen unerträglich geworden, sollte man an dem qualvollen Leben und Sterben des kleinen einzelnen Schicksals nicht achlos vorübergehen.

Und darum erzählte ich die Geschichte vom Buchhalter Mölle, der klein, unbedeutend und uninteressant und nicht einmal ein Bankdefraudant war.

Der verbotene Nationaldichter.

Das heutige Ungarn verehrt in Alexander Petöfi, dem genialsten ungarischen Lyriker, seinen Nationaldichter. Petöfi wurde in der Silbesternnacht 1822/23 geboren. Als Schüler entließ er seinem Elternhause, wurde Pote und Statist im Budapester Nationaltheater, ging von dort sechs Jahre zum Militär, kam durch Vermittlung des Militärarztes auf das Pappier Gymnasium und schloß sich von dort einem Wandertheater an — als Schmierentomödiant! 1844 erschienen seine ersten Gedichte, die seinen Namen in wenigen Monaten durch ganz Ungarn trugen. Er selbst sagte über sie: „Ich sang und schrieb, wozu mich der Gott meiner Seele trieb; der Gott meiner Seele aber ist die Freiheit!“

Begeistert nimmt Petöfi an der Revolution 1848 teil. Begeistert geht er wieder zum Militär, um für die Freiheit Ungarns zu kämpfen, bei Schäßburg kommt es am 31. Juli 1849 zur entscheidenden Schlacht zwischen Ungarn und Russen. An diesem Tage hat man Petöfi zum letzten Male gesehen. Wahrscheinlich ist er im Kampfe gefallen und in einem Massengrab beigesetzt worden. Er wurde nicht einmal 27 Jahre alt!

Petöfis Gedichte sind lebenswarme Ausschnitte aus dem ungarischen Leben; sie singen vom Donaustrande, von der Puszta, von den Bergen und Feldern, von den Hirten und den Mädchen, von der heißen Liebe zur Heimat und zur Freiheit!

Aber das ungarische Volk darf Petöfis glühende Bekenntnisse zur Freiheit nicht erfahren! Viele seiner Freiheitsgedichte dürfen weder gedruckt noch vorgetragen noch sonstwie verbreitet werden; und Polizei und Justiz sorgen nach besten Kräften für die Einhaltung dieser Bestimmungen. Das kann die freiheitsliebenden Ungarn aber nicht daran hindern, diese Gedichte Petöfis in ihrem Herzen zu

tragen. Trotz Geheh, Polizei und Justiz heißt es mit einem (verbotenen!) Gedächtnis Petöfis für sie:

„Nur ein Gedanke schafft mir schwere Leiden:
Im Bett, auf weichem Pfühle zu verschneiden!
Zu welken langsam, wie in Frühlingstagen
Die Blume welkt, an deren Stod die Wärmer
nagen;

Vergehen langsam, wie der Dohr vergeht,
Der in verlässner, leerer Stube steht —
Nicht solchen Todes laß mich sterben,
O Gott, nicht so laß mich verderben!

Ich sei ein Baum, durch den der Blitzstrahl
weiter;

Den der Orkan entwurzelt und zerschmettert;
Ich sei ein Fels, der losgelöst vom Föhn,
Zu Tale rollt mit donnerndem Gedröhn —
Wenn jedes Klavenwoll die Fesseln sprengt,
Zur Waisstatt drängt

Mit roten Bannern, roten Wangen
Und stürmisch lautem Kampfverlangen —
Und auf den Bannern „Freiheit“ flammt als
Lösungswort

Und man posauet dies in Süd und Nord,
Posauet es in alle Welt hinaus
Und sich die Tyrannei dann stellt zum Strauß:
Alldort mag ich vor allen
Im Kampfe fallen!“

Die Wahrfager.

Von Albert Reimide.

„Schlechte Zeiten!“ brummte der Dachs.
„Stimmt!“ nickte der Fuchs. „Wir müssen
uns umstellen.“

„Leichter gesagt, als getan“, meinte der
Dachs.

„Durchaus nicht. Man muß nur die
Dummheit der anderen richtig auszunutzen
wissen.“

„Nun, und . . .?“ fragte der Dachs ver-
ständnislos.

„Sehr einfach! Wir machen es den Men-
schen nach. Wahrfagerci ist z. B. immer ein
gutes Geschäft gewesen. Jeder möchte gern wis-
sen, wie sich sein Leben zukünftig gestaltet.“

„Wie wäre es mit Gesundbeten?“ lächelte
Grimbart ironisch.

„Auch einträglich, wie aller Schwindel.“
Bald prangte vor dem Fuchsbau eine große
Tafel mit der Inschrift: „Grimbart und Rei-
neke, Wahrfager und Gesundbeter.“

Dann legten sich beide auf die Lauer und
ängten abwechselnd zum Doche hinaus.

Es währte gar nicht lange, da kam die
Gans mit ihrer Freundin, der Bute, vorbei.
Als sie die Tafel sahen, blieben sie neugierig
stehen und lasen die Inschrift.

„Wie interessant“, hauchte die Bute. „Die
Welt schreitet doch ständig fort, liebe Gevat-
terin.“

„Ja“, sagte die Gans mit wichtiger Miene,
„die Errungenschaften der Neuzeit. Erst kürzlich
hat man meine Stimme für einen Geräusch-
film aufgenommen. Gern möchte ich deshalb
einiges über meine Zukunft wissen. Vielleicht
werde ich für den Tonfilm verpflichtet.“

„Bei deinem schönen Organ und deinem
natürlichen Liebreiz wäre das leicht möglich“,
sicherte die Bute boshaft.

Die Gans fühlte sich geschmeichelt, und da
die Bute durch Gesundbeten gern von ihren
Alterserscheinungen befreit sein wollte, betro-
ten sie beide den Fuchsbau.

„Bitte, meine Damen“, rief der Fuchs,
„eine nach der andern“, und nötigte die Gans,
zuerst einzutreten.

Während Grimbart drinnen der Gans nach
den Vinen der Pöten ihr Schicksal zu deuten

suchte, machte sich Meineke über die Pute her, gerade als sie den Schnabel aufst, um ihm ihre Leiden zu schildern. Bald waren von ihr nur noch die Federn übrig.

Als der Fuchs in seinen Bau zurückkehrte, fand er die Gans in Tränen aufgelöst. Grimbari hatte ihr alle schönen Zukunftsträume durch einen baldigen Tod, den er ihr in der Braupfanne prophezeit, zunichte gemacht.

„Wie töricht!“ schalt der Fuchs seinen Better. „Wie kannst du solchen Unsinn reden? — Ich weiß genau, daß —“

„O, was weißt du?“ fragte die Gans, und neue Hoffnung belebte ihre Züge.

„Gern will ich es dir sagen“, antwortete der Fuchs, „doch verlange ich als Lohn einige Federn von dir.“

Diese Forderung war der Gans nicht angenehm. Aber schließlich siegte die Kengier.

Der Fuchs betrachtete sie mit Wohlgefallen und fing an, sie von hinten zu rupfen.

„O weh! Mein schönes Federkleid!“ jammerte die Gans. „Ich brauche es doch für meine Filmlaufbahn!“

„Nur nicht gleich so empfindlich“, beruhigte

sie der Dachs, der lachend zuschaute. „Die Federn ergänzen wir dir später wieder durch unser erprobtes Gesundheitsmittel.“

„Nun hast du mich aber genug gerupft!“ rief die Gans unwillig, deren Hinterteil kahl geworden. „Wie siehst also mit der Zukunft?“

„Du wirst ein hohes Alter erreichen und voraussichtlich ein berühmter Filmstar werden!“ rief der Fuchs voller Arglist.

„Ist das wirklich wahr?“ triumphtierte die Gans und vergaß vor Freude die soeben ausgestandenen Leiden. „Woran siehst du das eigentlich?“

„Gänse werden meistens alt!“ grinste der Fuchs und bestellte sie auf den anderen Tag, um über Nacht die Sterne zu befragen.

Die Gans watschelte hinaus und suchte die Pute.

„Deine Freundin ist schon nach Hause gegangen“, rief ihr der Fuchs nach und schüttelte sich vor Lachen bei dem Anblick ihrer von Federn entblößten Kehle.

„Ob sie wohl wiederkommt?“ meinte der Dachs zweifelnd.

„So sicher als die Dummheit nie ausstirbt!“

Löwin nicht. Es war ein wunderbares Beispiel tierischer Hartnäckigkeit, daß die alte Dame nicht von der Stelle wich. Osa drehte sich nach mir um und grinste. Sie wagte nicht zu sprechen, um nicht die wundervolle Aufnahme zu stören.

Ich glaubte, wir seien so nahe heran, als es mit dem Wagen möglich wäre. Zu meiner Ueberraschung schaltete Osa wieder, fuhr tatsächlich mit den Vorderrädern ein halbes Meter den Hügel hinauf und hielt. Jetzt war die Löwin nur noch 30 Zentimeter vom Kühler entfernt. Sie hätte ihn mit ausgestreckter Zunge berühren können.

Beim Niederschreiben bin ich mir klar, daß der Bericht albern und übertrieben klingen muß, wenn man die gewöhnliche Wildheit der Löwen bedenkt. Jede friedliche Raube, jeder Hund würden Raum gegeben haben, wenn ihnen der Wagen so nahe gekommen wäre wie der alten Löwin. Warum dem so war, weiß ich nicht. Vielleicht war es nur eine Art vererblichen Eigensinns, die irgendwie der rücksichtslosen Grausamkeit verwandt war, die in all diesen Tieren schlummert. Jedenfalls hielt sie stand; sie ließ nicht die geringste Spur von Angst erkennen, es sei denn, daß sie mit dem großen braunen Augen zwinkerte, und ein paar mal gähnte. Derartige Vorkommnisse — so selten sie auch waren — begründeten meine Meinung von den Augen der Löwen. Ich habe viele Löwen in den Käfigen der zoologischen Gärten und Zirkusse studiert. Noch nie habe ich jedoch bei ihnen ein wirklich „süßes“, friedliches Auge gesehen, wie man es oft bei andern Tieren findet. Ich will gar nicht behaupten, daß einige der alten, käfiggewohnten Löwen wild dreinschauten; keiner von ihnen hatte jedoch den milden, freundlichen Blick, dem man hätte trauen können. Aus diesem Grunde wagten wir nie — wie später in diesem Buch dargelegt wird — irgendeinem der Löwen zu trauen, mit denen wir in Afrika so enge Fähsung bekamen.

Als ich anfing, die alte Löwin zu fotografieren, benutzte ich ein 15-Zentimeter-Objektiv. Dann nahm ich ein 10-Zentimeter- und schließlich ein 5-Zentimeter-Objektiv, die kürzeste Brennweite, die ich habe. Als ich so weit war, konnte ich nicht mehr den ganzen Körper erfassen. Sicherlich ist noch niemals ein Reisender einem Löwen so nahe gekommen — und hat heil und ganz davon erzählen können. Gewiß befanden wir uns im Auto, doch hätte uns dieser Umstand nicht davor bewahrt, in Stücke gerissen zu werden, wenn es der Löwin eingefallen wäre, uns anzugreifen.

Jetzt schien sie verstanden zu haben, daß ich mit der Aufnahme fertig war. Sie stand langsam auf, streckte sich, gähnte, marschierte vom Termitenhügel herunter und verschwand im Gras. Wir verfolgten sie nicht.

Es war ein herrliches Erlebnis. Ich empfehle jedoch dem durchschnittlichen Jäger oder Fotografen nicht, das gleiche zu versuchen, es sei denn, daß er wohlvorbereitet wäre, einem etwaigen plötzlichen Angriff die Stirn zu bieten. Zweifellos ist die Löwin eine Dame; sie hat jedoch das Temperament von 50 Wildfagen auf einmal und in der Wu; die Stärke von mindestens vier Männern. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es einem Löwen gegebenfalls darauf ankommt, kein Opfer auch als eine „Automobil zu reizen.“

Eine Löwin wird photographiert.

Von Martin Johnson.

Zwanzig Jahre hat der Amerikaner Martin Johnson auf Reisen in den Wildnissen Borneos, Indiens, Javas und Africas verbracht und er hat in dieser Zeit eine große Zahl von photographischen und kinematographischen Aufnahmen von wenig bekannten Volkstämmen, von Menschenfressern und Kopfsägern, Löwen, Tigern und Elephanten sowie fast allen anderen wilden Tieren gemacht. Eine besondere Reise, die er mit seiner Frau Osa den Weißen Nil hinauf nach Tanganyika — dem ehemaligen Deutschostafrika — unternahm, galt dem Zwecke, das Leben des Königs der Tiere in allen Einzelheiten festzubekommen und was er hiebei an Abenteuern erlebte, hat er in einem reich illustrierten Buche berichtet, das soeben im Verlage F. A. Brockhaus erschienen ist. („Das Löwenbuch“, Afrikanische Abenteuer mit dem König der Tiere.) Aus den hier mit fesselnder Anschaulichkeit geschilderten Erlebnissen, über deren Gefährlichkeit Martin Johnson selber mit den Worten urteilt: „Ich wußte erst, was Abenteuer heißt, als ich anfing, mich mit Löwen zu beschäftigen“, erkennt man erst, mit welcher Mühseligkeiten die Arbeit eines Kameramannes verbunden ist. Aus dem höchst lesenswerten Buche drucken wir mit Erlaubnis des Verlages die nachstehende Leseprobe ab:

Mit Bukari zusammen fuhren wir im Wagen nach einer etwa drei Kilometer entfernten Donga, wo wir des Nachts Löwen gehört hatten. Wir machten am Rande halt, sahen aber keine Tiere. Vorsichtig krenzten wir die Donga unter Vermeidung der Stellen mit dichtem Graswuchs, wo Löwen verborgen sein konnten.

Als wir gerade den andern Rand erreicht hatten, erblickten wir eine Löwengroßmutter, die uns in aller Ruhe beobachtete. Sie schien unsere Zubringlichkeit nicht abzunehmen, aber sie war höchst neugierig, wer und was wir wohl sein könnten.

Als wir näher kamen, stand sie auf und entfernte sich langsamen Schrittes, nicht ohne sich wiederholt nach uns umzusehen. Wir folgten ihr mit etwa 30 Meter Abstand und trugen Sorge, langsam zu fahren, um keinen Zweifel an unserer friedlichen Gesinnung bei ihr anzunehmen zu lassen.

Als wir höher hinauf kamen, sahen wir, daß die Löwin einige Zebras beobachtet hatte, die in der Nähe grasen. Sie mochte denken, daß sie mit der Zeit schon wieder hungrig werden würde und daß es nett wäre, die nächste Mahlzeit so schön vor Augen zu haben.

Obwohl wir so langsam und lautlos als nur irgend möglich fuhren, bekamen die albernem Zebras Angst und stürzten in wilder Flucht davon, wobei sie nach ihrer Gewohnheit die Beine warfen und im Galoppieren nacheinander schnappten. Dieser Anblick war für die Löwin gar nicht erfreulich. Sie sah höchst verärgert aus und schoß wütende Blicke auf uns, die wir das Unheil angerichtet hatten.

„Hoffentlich versucht sie nicht, uns zur Strafe eins auszuwichsen“, sagte Osa leise.

Der Sicherheit halber besaß ich Bukari, sich schuffertig zu machen; falls das Tier angreifen sollte. Wir mußten immer auf der Hut sein, wenn die Löwen auch noch so gleichgültig und faul schienen. So und so oft änderte sich ihre Laune im Bruchteil einer Sekunde — und dann mußten wir uns auf die Gewehre verlassen können.

Vorläufig war die Löwin jedoch noch nicht wütend. Wahrscheinlich war es ihr zu heiß für irgendwelche Aufregung, außerdem war sie wohl auch nicht hungrig genug, um angriffs-lustig zu sein. Sie ging ein Stück zur Seite und beobachtete, ob wir ihr folgten. Wir warteten. Dann kletterte sie auf einen Termitenhügel und legte sich in dem Gras nieder, das auf seinen Hängen sproß.

Die Stellung war für eine Aufnahme vollendet; die Löwin auf einem natürlichen Piedestal gegen einen hübschen Hintergrund von Wimosen. Mein Berufsphotograph hätte sie, was Beleuchtung und Höhe anlangt, besser aufbauen können.

„Wir wollen sehen, wie nahe wir an sie herankommen können“, flüsterte Osa.

Als sie den Gang einschaltete, griff ich zur Kurbel und machte mich arbeitsfertig.

Da der Termitenhügel etwa 1,5 Meter hoch war, hatte ich die Löwin gerade richtig vor dem Objektiv. Alle paar Meter machte Osa halt und ließ mich weiterfilmen.

Schließlich berührten die Vorderräder den Termitenhügel. Noch immer bewegte sich die

Ein mysteriöser Volksstamm.

Von H. Hesse (New York).

Dr. Arthur Torrance, Mitglied der Königlich-Geologischen Gesellschaft für Großbritannien, war kürzlich in Washington, um das Smithsonian-Institut für eine Expedition ins Innere Afrikas zu gewinnen, und zwar, um eine Rasse seltsamer menschlicher Lebewesen und die Reste einer uralten Zivilisation zu finden, für die er auf früheren Expeditionen überzeugende Beweise gesammelt haben will.

Dr. Torrance beabsichtigt, von Nigeria aus vorzudringen. Hier haben starke Winde, die südwärts über die Sahara wehen, hohe Sandwüste aufgewirbelt. Wie Dr. Torrance sagt, wühlte sich vor Jahrhunderten eine mysteriöse Rasse von Haldbeduinern aus der Wüste durch diese Wälle und baute drei oder mehr „verbotene Städte“.

Solche alte unterirdische Gänge wurden durch ein zementartiges Material haltbar gemacht, und zwar auf ansehnliche Entfernungen. Die Zugänge werden von Beduinern bewacht, so daß bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit niemand die geheimnisvollen Siedlungen betrat. Seit dem Kriege jedoch konnten drei oder vier Korridore die Gänge durchstreifen und fanden die Bewohner in größter Furcht vor Eindringlingen.

Die Städte bestehen aus unterirdischen Kammern mit niedrigen Dächern, so daß sie fast unsichtbar sind. Weiter findet sich ein noch größeres Mysterium — die „Verlorenen Städte“ — die wahrscheinlich noch kein Mensch gesehen, über die jedoch in Nordafrika zahlreiche Legenden im Umlauf sind. Die Bewohner der verbotenen Städte wissen von ihrer Existenz, doch sind sie unbestimmt in ihren Richtungangaben. Es ist stets „noch etwas weiter“. Im Jahre 1924 drang Dr. Torrance bis zum Rande vor.

Seine erste Eingebung über die mögliche Natur dieses geheimnisvollen Volkes kam ihm kurz nach dem Kriege, als er an der Goldküste medizinischer Offizier war.

Bei den Eingeborenen, die aus dem Innern kamen und Arbeit suchten, fand er eine zunehmende Anzahl von so eigenartigem Körperbau, daß er zu der Ueberzeugung kam, es könne sich nicht um zufällige Abnormität handeln. Alle diese Leute, die sehr abgeschlossen lebten und mit denen man nur schwer in Verkehr treten konnte, kamen aus dem Gebiete jenseits der verbotenen Städte.

Es ist sogar möglich, sagt Dr. Torrance, daß sie einen menschlichen Typus darstellen, der etwa zu gleicher Zeit und auf derselben Kulturhöhe lebte, wie die größten Neanderthaler in Europa. Während die Primitiven in Europa wahrscheinlich beim Austausch wirklicher Menschen ausgetrieben wurden, mögen ihre Artgenossen in Afrika im Stuke der sich schon damals bildenden Sandwüste weitergelebt und im Laufe der Jahrhunderte ihre eigenartige Lebensweise entwickelt haben.

Dr. Torrance glaubt, daß vor Jahrhunderten der Verkehr mit diesen Völkern reger war und sie zu der Kultur beigetragen haben mögen, die von den Mauren nach Afrika und Spanien gebracht wurde. Allem Anscheine nach bestand die maurische Kultur aus zwei Strömungen, einer aus Arabien, und der anderen aus dem Süden. Es ist bekannt, daß sich in dem Gebiet zwischen Wüste und Tschunpelt Siedlungsstätten von beträchtlichem Alter befinden, die noch heute von Gruppen gewöhnlicher Eingeborenen bewohnt sein mögen.

Was mancher nicht weiß.

Der als Stoddsch in den Handel kommende Fisch ist eine Dorichart, die hauptsächlich an den Fischplätzen Nordnorwegens gefangen und dann auf Gestecken getrocknet wird. Wird der Fisch an der Sonne auf den Klippen getrocknet, so nennt man ihn Klippenfisch; wird er eingezalzen, so wird er unter dem Namen Laderdan verkauft. Aus Leber und Eingeweiden des Fisches wird Lebertran gelotten. Die abgekämpften Fischköpfe werden, mit Seetang vermischt, als Viehfutter benutzt, im übrigen aber an die Dingerfabriken verkauft, wo sie in großen Tiegeln geröstet und dann gemahlen werden.

Das erste Barometrier wurde im Jahre 1643 von Torricelli, einem Schüler Galileis, hergestellt.

Bei den Ägyptern dürfen Frauen nicht ins Kino gehen; in Kairo sieht man in den Kinos nur Männer, abgesehen von vereinzelt Europäerinnen.

Bei den Amerikanern ist jedes krause oder lockige Haar verpönt, da man es als Negermerkmal ansieht. Eine Frau, die ein Mittel erfunden hat, dieses Haar zu glätten, ist reich Dollar-millionärin geworden.

Weiteres.

Der Zeuge:

„Der Angeklagte hat mich wochenlang mit Drohungen beworfen wegen der Dame. Das ist die, wo ihr Vater die Grammophon-Bau.“

„Wir haben in der Wohnung ein sehr stilliges Leben geführt. Deshalb zog ich auch bald aus.“

„Es wird dem Angeklagten nicht gelingen, mit seinem Anzug in die Schube zu schieben.“

„Herr Rechtsanwalt, ich weiß genau, daß Sie hier nur einen Probekallion abdrücken, damit ich mich darin verwickeln soll!“

Scherben bringen Glück.

Endlich, endlich hat der junge Mann, aus der Zinnschmelze der Arbeitslosigkeit wieder auftauchend, eine Stellung gefunden. Er war zwar von Beruf Eisenarbeiter, aber warum sollte er sich nicht in einem Porzellangeschäft bewähren? Leider aber geschah es schon am dritten Tag, daß er ein kostbares altes Porzellan fallen ließ. Es ging in Trümmer.

Haareraufend und händeringend stürzte der Chef herbei: „Für den Schaden müssen Sie aufkommen; ich werde Ihnen wöchentlich ein Viertel Ihres Lohnes zurückbehalten, bis die Sache bezahlt ist.“

Der Unglückswurm fragte betreten nach dem Preis des Porzellans. Der Chef brüllte: „Zweitausend Mark!“

Da murmelte der Arme glücklich: „So hab' ich also endlich eine Lebensstellung gefunden!“

Zweifelhafter Rat. Der Fluglehrer unterrichtete seine Zöglinge in der Handhabung des Fallschirms. „Wenn Sie rauspringen“, sagte er, „dann zählen Sie erst bis drei, dann ziehen Sie an dem Ring, und dann werden Sie ganz bequem herniederkommen.“ „Aber wenn der Schirm nicht aufgeht?“ fragte einer beunruhigt. „Ach, das macht auch nichts“, tröstete ihn der Lehrer, „dann bringen Sie ihn mir wieder und ich gebe Ihnen einen anderen.“

Die Mutter. Frau König steht bei ihren Kindern auch nicht einen Fehler, so etwas kann ich nicht verstehen!“ — „Aber Grete, das ist

doch bei jeder Mutter so!“ — „Wie kannst du so etwas behaupten, ich würde bei meinen Kindern sofort die Fehler erkennen, wenn sie welche hätten!“

Eckklärung. Zwisti erhielt einst zum Geburtstag ein Paar prachtvolle Tassen. Er befohl seinem Diener, das kostbare Geschenk in den Glasschrank zu stellen. Johann nimmt beide Tassen, doch in dem Augenblick, da er die erste ins Spind stellen will, fällt sie ihm aus der Hand und ist sogleich in Scherben. Zwisti dreht sich erschrocken um und ruft: „Aber sage mal, Johann, wie hast du das gemacht?“ — „So!“ sagt Johann und wirft die zweite daneben.

Subiel für einen schwachen Menschen. „Zum Kragen, erst hat mein Auto ne Barne, da muß ich schon zu Fuß laufen, jetzt ist der Fahrstuhl außer Betrieb, nun soll ich noch die Treppen steigen, fehlt bloß noch, daß meine Konjunktivkrank ist und ich die Arbeit selber machen muß.“

Schach-Ecke.

Alle Aufschreiben und Anfragen an Gen. Wenzel Schachsch. Zweiteil Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau

Allen Anfragern ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 41.

Von Gen. Richard Ulrich, Görlau.

Schwarz: Kc6; Ld5; Sb6; Bc7 (4).



Weiß: Kc6; Dc5; Lh4; Ba3, d2, e3, e4 (7).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 38: Dh3—e8!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Scholze Edmund, Labowitz; Chouka Rudolf, Auffig; Gottfried Hans und Uribil Hans, Holschken bei Staab; Hoyer Otto, Saag; Sobert Anton, Weizenhain; Ulrich Richard, Görlau; Tille Josef, Loosdorf; Grimmer Emil, Katarinaberg; Dinnelber Emil, Tetschen; Walter Ludwig; Robel Franz, Michel Rudolf und Schmied Ferdinand, Krüttau; Hyna Josef, Postomitz; Schlosser Heinrich und Amier Rudolf, Graupen; Hälbig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Adolf Wenzel, Krensdorf bei Daida; Döner Max, Mühlendorf; Adolf und Bachmann Reinhold, Tschau; Albert Rudolf, Proßebitz; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Qual Adolf und Triffsch Gustav, Wisteschau; Deutel Wilhelm, Krensdorf bei Tetschen und Hofmann Johann, Probstau; siehe Lösungszug. Nachtrag zu Nr. 37: Hyna Josef, Postomitz; Schlosser Heinrich, Graupen; Amier Rudolf, Straden.

Briefkasten.

G. Emil, Katarinaberg: Nr. 7 sehr hübsch, besten Dank.

T. Josef, Loosdorf: Da ich etwa 50 Aufgaben auf Lager habe, kannst du etwas zuwarten.

G. Karl, Krochwitz: Nr. 4 leider nach Td6—e6 unlösbar.

D. Emil, Tetschen: Nr. 1 Lösungszug Df1—e4! jetzt gut, hat aber leider bei 2 Varianten Dna6, d. h. man kann nach T×D—Sd6—17± oder S×e4± geben usw., dieses macht die Aufgabe unrein. Vielleicht kannst es ausbessern.